

dtv

Eine Urne in einer Plastiktüte fällt während einer Straßenbahnfahrt in St. Petersburg zu Boden, ein jüdisches Kind bekommt ein Zigarettenetui mit einer Landkarte des Großdeutschen Reiches als Geschenk, ein altes russisches Ehepaar schleppt ein Bett vom Sperrmüll durch die Straßen von New York. Authentisch und exemplarisch für die Emigrationserfahrung im 20. Jahrhundert erzählt Vladimir Vertlib die Geschichte der Irrfahrten einer russisch-jüdischen Familie auf dem Weg in die erhoffte Freiheit. Die Stationen dieser voller skurriler und überraschend komischer Episoden steckenden Reise sind Wien, Israel, Holland, Italien, die USA und abermals Wien, wo die Familie, einem Bumerang gleich, immer wieder landet und wo sie schließlich versucht, in der Heimatlosigkeit eine Art Heimat zu finden.

*Vladimir Vertlib*, geboren 1966 in Leningrad (St. Petersburg), emigrierte 1971 mit seiner Familie nach Israel. Später übersiedelte er nach Österreich, dann wieder zurück nach Israel, in die USA und schließlich wieder nach Österreich, wo er seit 1981 lebt. Er studierte Volkswirtschaftslehre in Wien und lebt heute in Salzburg. 2001 erhielt er den Förderpreis zum Adelbert-von-Chamisso-Preis sowie den Anton-Wildgans-Preis. 2012 wurde er für seinen Roman ›Zwischenstationen‹ mit dem italienischen Adelina-Delia-Angela-Preis ausgezeichnet.

Vladimir Vertlib  
Zwischenstationen

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Von Vladimir Vertlib  
sind bei dtv außerdem erschienen:  
Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur (13035)  
Letzter Wunsch (13439)  
Mein erster Mörder (13634)  
Am Morgen des zwölften Tages (14146)  
Schimons Schweigen (14428)



Vom Autor überarbeitete Ausgabe 2005  
5. Auflage 2015  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Deuticke im Paul Zsolnay Verlags  
© 1999 Franz Deuticke Verlag, Wien  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung  
eines Fotos von pictures for covers/Wulf Winkelmann  
Gesetzt aus der Aldus 10/11,5  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13341-8

## I.

### Petersburger Interieur

*Meine Lieben!*

*Ich schreibe diesen Brief, doch hoffe ich, daß Ihr zum Zeitpunkt seines Eintreffens die Nachricht vom Ableben Rahil Solomonownas schon erhalten haben werdet. Nehmt hiermit auch unser Beileid entgegen und das aller Verwandten und Freunde, von denen nunmehr nur noch sehr wenige geblieben sind . . .*

Meine Großmutter wurde vierundachtzig Jahre alt. Sie starb im Herbst 1993 nach langer Krankheit und unter großen Schmerzen. Vor ihrem Tod sah ich sie noch ein letztes Mal. Es war die erste Reise in meine Geburtsstadt, seit ich sie in frühester Kindheit verlassen hatte.

St. Petersburg, Finnländischer Bahnhof. Der aus dem Ausland kommende Zug wird auf ein Seitengleis dirigiert und bleibt neben einem länglichen, barackenähnlichen Gebäude und einigen verschlagartigen Kiosken stehen. Nur wenige Menschen warten auf dem Bahnsteig. Als ich aussteige, erkenne ich im Augenwinkel den Bahnhof – eine Betonbausünde, die wie eine riesengroße Schuhschachtel aussieht –, kurz bevor zwei leibhaftig gewordene Bilder, eigentlich Photos, vor mir erscheinen: das eine mein Onkel Aaron, eingehüllt in einen dunklen, abgewetzten Regenmantel Marke Nachkriegszeit und mit einem Käppi, das seinen kahlen Kopf bedeckt. Er lächelt verlegen, erkennt mich sofort – auch ich ein lebendes

Photo – und greift nach meinem Koffer. Das andere mein Cousin Robert, dessen Entwicklung ich verfolgen konnte – junger Pionier mit falsch gebundener Krawatte, linkischer Studienanfänger im Kreise seiner Kollegen, finster und abwehrend dreinschauend, dann, später, mit Vater und Großmutter vor einem monumentalen Bauwerk stehend, schließlich auf dem ersten Farbphoto – alternder Junggeselle mit fortschreitender Glatze und früh ergrauten Schläfen.

Übliche Verlegenheitsfragen nach der Fahrt. Dann werde ich am Bahnhof vorbei zur Metrostation geschleust. Das Begrüßungsmahl stehe bereit, und Großmutter sei schon so aufgeregt, daß sie, nach drei durchwachten Nächten, Anspruch habe, sofort angerufen zu werden. Die Telephonzellen wecken Erinnerungen. Ich denke an die Serie »Zum Wiedersehen« am Samstagnachmittag im österreichischen Fernsehen, die alten Filme, die ich mir als Kind angeschaut habe. Die Verbindung klappt erst beim fünften Mal und bricht ab, noch ehe ich etwas krampfhaft Fröhliches von mir geben kann. Ich verstehe nicht, was Großmutter sagt. Besorgtes Murren am anderen Ende der Leitung. Versuche, meiner Stimme trotz steigender Nervosität einen selbstsicheren und lockeren Ton zu geben. Zu spät.

Ich schaue mich nochmals um. Als die DDR ihrem Ende zuzuging, schrieb ein scharfsinniger Journalist, daß dort jedes zweite Jahrzehnt ausgefallen wäre, eigentlich ausgefallen wurde. Auf die fünfziger Jahre folgten die siebziger, dann kam die Wende. Die Sowjetunion übersprang gleich drei Jahrzehnte, das war billiger. Die fünfziger Jahre gingen über in die neunziger.

Plakate werben für die Computerisierung von Kleinbetrieben, für Videorecorder und Haushaltsgeräte der Firma Siemens, während sich die Menschenmenge unter einem Plakat, das eine halbe Häuserfront einnimmt, mürrisch in einen klapprigen Bus drängt, der auf die Seite zu kippen droht, sich dann aber doch in Bewegung setzt.

Ich muß mich beeilen, denn die Menschen mit ihren ver-

bitterten Gesichtern verstehen keinen Spaß, und ich lerne, daß Freundlichkeit ein Hohn ist. Die muß man sich erst leisten können. Auf die höfliche Entschuldigung für das Betreten eines fremden Fußes folgt ein Stoß, dann ein Schlag mit der Wipptüre, nach der irrümlichen Annahme, daß diese für den Nachkommenden aufgehalten wird. Ohrenbetäubendes Knattern der hölzernen Rolltreppen, und schon zieht ein überlebensgroßes Leninmosaik an mir vorüber. Der große Führer der Weltrevolution hat glänzende Augen und weist mit seiner ausgestreckten Rechten in die Niederungen der hellen Zukunft – auf die »Marlboro«-Reklame auf der anderen Seite des Tunnels.

Der erbarmungslose Nahkampf vor der engen Wagentür ist ein gutes Training. Mein Rucksack hilft mir, ich verwende ihn als Rammbock. »Achtung, Türen schließen!« Onkel und Cousin erklären mir, wie man die öffentlichen Verkehrsmittel benützen soll. Bald weiß ich, warum ich schon auf den ersten Blick als Ausländer zu erkennen bin. »Es ist der Respekt vor den anderen und die Selbstsicherheit«, wird mein Cousin später sagen (und lächeln), »jemandem den Vortritt zu lassen, im Bus Abstand halten zu wollen, anstatt nachzurücken, bis man nicht mehr atmen kann.« Man kann sich natürlich nicht darauf ausreden, daß jedes Land seine Sitten hat.

*... obwohl ich davon überzeugt bin, daß mein Bericht etwas unklar und verworren ausfallen wird, da ja noch so wenig Zeit vergangen ist. Vieles gerät durcheinander, und im Kopf herrscht (so wie im Leben) ein großes Chaos ...*

Seit ich denken kann, war mir das Zufahren ein besonderes Erlebnis. Und es war nicht nur das Vorbeigleiten der Stationen in der Nacht, die Faszination der in der Ferne auftauchenden Lichter, die immer größer wurden, schließlich die ganze Erde zu überfluten schienen, manchmal das Quietschen der Bremsen, dann das Reibgeräusch von Metall an Metall und der Ruck, der einen zurückschleudert in den Sitz, ein ver-

schlafener Provinzbahnhof mit alten Arkaden und herabgelassenen Rollbalken der Geschäfte und Tabakläden, die den Eindruck erwecken, sie wären schon seit Jahrhunderten geschlossen. Ein vorbeieilender Beamter, meist mit roter (oder blauer oder grüner) Mütze, eine dumpfe Lautsprecheransage, die klingt, als käme sie aus einer weit entfernten, geheimnisvollen Zentrale, deren Durchsagen immer unverständlich bleiben, die paar gähnenden Gestalten mit Koffern und Rucksäcken, die sich unsicheren Schrittes, nach langem Sitzen oder unbequemem Liegen im Abteil, zum Taxistandplatz schleppen und noch nicht begreifen, daß sie zu Hause sind. Schließlich der Pfiff und das Weggleiten des Bahnhofs, das Knattern der verschwindenden Buchstaben auf der automatischen Anzeigetafel am Bahnsteig, so als wäre der Zug auf einer unbekannt Route und die Anzeige des Zielortes nur ein momentan notwendiger Schwindel gewesen.

Obwohl ich, wie mir scheint, schon zwanzig Jahre unterwegs bin, werden die Zielbahnhöfe angeblich erreicht.

Auch meine Heimatstadt Leningrad verließen wir mit dem Zug, damals, als wir aus Rußland emigrierten, meine Eltern und ich.

An jenen Abend erinnere ich mich genau. Man hatte mir, einem Kind von fünf Jahren, nicht gesagt, daß wir auswanderten. Ich ging in den Kindergarten, und jegliches Geplapper hätte gefährlich werden können. Statt dessen hieß es, wir machten eine lange Reise, ein Begriff, den man verwenden konnte, ohne das Kind belügen zu müssen.

»Werde ich dir denn wenigstens ein bißchen abgehen?« fragte die Großmutter.

»Nein, überhaupt nicht!« antwortete das Kind trotzig, sich der ihm entgegengebrachten Liebe und seiner Macht bewußt.

Die Mundwinkel der Großmutter fielen herab, das lächelnde, faltenreiche Gesicht glättete sich. »Du liebst deine alte Großmutter überhaupt nicht!«

»Doch, Oma! Ich liebe dich über alles, du wirst uns besuchen kommen.«



Zwanzig Jahre später sah ich sie wieder. Fünfmal hatten ihr die sowjetischen Behörden das Touristenvisum verweigert. Sie verdiene es nicht, ihre Tochter wiederzusehen, hieß es. Sie hätte eben die Tochter zu einer guten Sowjetbürgerin erziehen sollen, die ihrer Heimat nicht den Rücken kehrt. Erst unter Gorbatschow gönnte man Großmutter ein paar Wochen in Österreich.

An jenem Abend aber, dem Abend der Abreise, warteten wir lange in der Bahnhofshalle. Freunde und Verwandte kamen, um sich zu verabschieden. Die Schwester meines Vaters, Parteimitglied und darum besonders vorsichtig, rannte auf uns zu, umarmte ihren Bruder, küßte meine Mutter, nahm mich in die Arme, lief mit mir schnell in eine dunkle Ecke des Bahnhofs, um nicht gesehen zu werden, umarmte mich, küßte, weinte. Ich weinte mit und verstand nicht, was vor sich ging. Der Signalfiff verkündete die Abfahrt.

1971 stand die Existenz der Sowjetunion noch für mindestens zweihundert Jahre fest, und der Eiserne Vorhang trennte für immer. Als ich die Eltern fragte, warum alle weinten, gaben sie keine Antwort, sahen weg oder zu Boden.

Meine Tante begleitete uns nicht auf den Bahnsteig. Ihr Sohn, Cousin Vadim, erzählte mir später, wir seien in seiner Familie totgeschwiegen worden. Seine Eltern waren Parteimitglieder, der Vater Professor. Um den Sohn zu schützen, wurde ihm unangenehmes Wissen vorenthalten. Nicht einmal einen eigenen Postkastenschlüssel durfte er haben. Er hätte unsere Briefe finden können. So erfuhr er erst nach dem Tod seiner Eltern, daß er Verwandte im Westen hatte. Zu diesem Zeitpunkt sollte die Sowjetunion nur mehr wenige Monate bestehen. Während meines Aufenthaltes in Petersburg besuchte ich ihn. Über seine Eltern sprach er nicht gern.

*... und es kam zu einer Art Trübung des Verstandes (so versuchte sie die Bücherregale am Gang zu zerstören, lief völlig nackt in der Wohnung herum, dann begann sie aus irgend-*

*einem Grund auf das Nachtkästchen zu klettern, auf dem der kleine Fernseher steht). Ich gab ihr alle möglichen Herztabletten und ging in die Küche ...*

Als ich nun nach über zwanzig Jahren wieder nach Rußland kam, überhäufte mich Oma mit so vielen wohlgemeinten Ratschlägen, daß nicht nur mir das Atmen schwerfiel. Onkel Aaron beschwerte sich bei ihr in meiner Gegenwart, daß sie seinem Sohn, meinem Cousin Robert, nie so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht habe oder jemals entgegenbringen werde wie mir. Dabei sei Robert krank und habe genug Probleme. Großmutter erwiderte etwas Unsinniges, etwa in der Art: »Was braucht der schon für Aufmerksamkeit, ist ja alles halb so schlimm!« Mein Onkel schaute mich an, errötete plötzlich und ging aus dem Zimmer.

Großmutter war schon lange nicht mehr die dürre, agile Frau von früher, wie ich sie die ganzen Jahre über in Erinnerung hatte. Sie stürzte in meiner Gegenwart etliche Male, konnte ihren massigen Körper nur mit Mühe vom Bett zum Klo und wieder zurück bewegen. Doch auch im Alter verstand sie sich ausgezeichnet darauf, im Mittelpunkt zu bleiben. Ständig kontrollierte sie ihren über sechzig Jahre alten Sohn. Wenn er in der Arbeit war, rief sie unaufhörlich an, um zu fragen, ob er tatsächlich dort sei.

Schon am ersten Tag meines Besuchs bin ich plötzlich mit Großmutter allein. Und ich entdecke, daß wir uns nichts zu sagen haben. Die Begrüßungszeremonie ist vorbei, die Sympathiebezeugung auch ... Wir lächeln beide, und ich bekomme ein schlechtes Gewissen. Sie mustert mich mißtrauisch. Wem gilt meine Loyalität? Dann wirft sie mir ein Thema entgegen. Ich werde hineingezogen und eingeordnet in einen Grabenkrieg.

Sie habe ihre Schwiegertochter nicht besonders gern, erzählt sie mir »ganz im Vertrauen«. Deren Heirat mit ihrem geliebten Sohn Aaron, im Jahre 1955, habe sie immer noch nicht verkraftet. Schwer atmend und ihren Körper kaum auf-

recht haltend, sitzt sie auf dem Bett in ihrem kleinen Zimmer, in dem Fernseher und Radio gleichzeitig laufen und den Raum mit einem Redeschwall füllen, der das Gespräch zur Qual werden läßt. Großmutter, die zudem schlecht hört, muß schreien, doch sie weigert sich hartnäckig, die Geräte auszuschalten; sie brauche ständig menschliche Stimmen um sich, heißt es.

»Fanja ist ein guter Mensch«, schreit sie, »aber sie ist falsch, sie verstellt sich. Was immer sie tut, ist nur Theater. Was hältst du von ihr?«

Ich weiß, daß mich die Tante als Kind sehr gern gehabt hat. So wurde es mir erzählt. »Sie war nett zu mir«, sage ich.

»Ja, ja, zu dir ist sie nett«, sagt Großmutter, »doch nur, weil du aus dem Westen kommst und ihr Geld und andere Sachen mitbringst, ja . . . Einmal ging sie am Abend weg, da fragte ich sie, wo sie hinwolle. Sie antwortete: ›Das kann Ihnen doch egal sein, ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig!‹ Kann man so antworten? Sie hat keine Kultur, die liebe Frau.«

Und dann beginnt ein lautes Lamento: daß man ihr nie genau sage, wer zu welcher Zeit und wohin weggehe, daß sie nie wisse, wer genau wann heimkomme, daß sie allein und verlassen sei.

Tante Fanja und Onkel Aaron sitzen im Nebenzimmer, und ich höre ihre wütenden Stimmen.

Bald ist das Wichtigste erzählt, und Großmutter ist im Bett eingeschlafen, während Fernseher und Radio weiterlaufen. Ich verstehe die Aufregung und die Ängste dieser alten Frau, glaube in ihnen meine eigene Zukunft zu erkennen.

Ich weiß, daß alle Neurosen meiner Großmutter bei mir schon im Ansatz vorhanden sind, diese Sicherheitsmanie und die Sucht, alles unter Kontrolle zu halten, die schließlich unweigerlich zu Wut und Ohnmacht führt. Was wird sein, wenn ich erst achtzig bin? Ich bemerke, wie Großmutter den eigenen Verfall und nahenden Tod wegzutelephonieren versucht und in immer größere Verzweiflung über ihr ständiges Scheitern schlittert.

*Wir ließen den Notarzt kommen, doch auch der war nicht in der Lage, die Kranke zu beruhigen. Kurz darauf fiel sie in einen komaartigen Zustand, was keineswegs einen positiven Ausgang versprach. Doch als sie allmählich wieder zu sprechen begann, auch aufzustehen (und das darf man auf keinen Fall tun) – hin und wieder war sie auch etwas gewalttätig –, kamen die Ärzte, und jeder hatte eine andere Meinung. Sie hatte einen guten Appetit, deshalb erholte sie sich bald, und nach drei Wochen begann sie immer mehr in der Wohnung herumzugehen. Alle Versuche, diese Aktivitäten zu unterbinden, denn sie verausgabte sich sehr, stießen auf Widerstand, meistens mit den Worten: »Ich werde dich nicht um Erlaubnis fragen, ich weiß selber, was ich tun muß!«*

Im trauten Heim hält man am Altbewährten fest, gezwungenermaßen, versuche ich zu glauben. Das geometrische Muster der rosafarbenen Tapeten, die schweren Vorhänge, das hellbraune Sofa, das die Hälfte des Wohnzimmers beherrscht, welches ohnehin verstellt ist mit schweren Möbeln, und in der Mitte dem Tisch, der fast an die Wand reicht, so daß man sich mit dem Rücken an die Wand pressen und seitlich gehen muß, um von einer Ecke in die andere zu gelangen. Und über allem ein hellgelber Lampenschirm mit staubigen Fransen. Nicht zu vergessen der dunkelrote Wandteppich, die an der Wand hängenden Zierteller aus Porzellan, das Bild mit dem Segelschiff und der im Meer untergehenden Sonne.

Onkel und Tante haben einen Monatslohn ausgegeben, um dem reichen Gast aus dem Westen ein angemessenes Festessen zu bieten, Pasteten, faschierte Laibchen, Fisch, Gemüse und Obst.

Das Leben sei gefährlich geworden, wird mir erklärt. Am Abend auszugehen könne das Leben kosten. Wer die Gefahren mißachte, sei selber schuld. In den folgenden drei Wochen werde ich ständig auf der Hut sein und mich öfters umschauchen.

»Der Sohn der Nachbarin, ein junger Mann in deinem

Alter«, sagt Großmutter und hält mich am Ärmel fest, »ist vor zwei Wochen verschwunden. Er ist am Morgen zur Arbeit gegangen und nicht mehr wiedergekommen . . . Alle glauben, man hat ihn ermordet.«

»Ich habe meine ganzen Ersparnisse für eine neue Tür und ein Sicherheitsschloß ausgegeben«, sagt der Onkel. »Irgendwie habe ich das Geld ja anlegen müssen, sonst hätte die Inflation alles aufgefressen. Noch zwei Monate, und ich hätte nur ein Kilo Bananen dafür bekommen.«

*Am Morgen stand sie noch halb im Schlaf auf, verrichtete ihre große und kleine Notdurft auf den Boden, wo wir sie dann auch fanden und wieder aufs Bett zerrten. Diesmal war sie überhaupt nicht gewalttätig, sie war bei vollem Bewußtsein, doch ohne sprechen zu können, was sehr qualvoll war. Langsam lernte ich herauszufinden, was sie wollte. Sie jedoch verstand immer alles.*

Ich fahre mit der Metro zum Finnländischen Bahnhof. Dort nehme ich die Schnellbahn Richtung Norden. Fünf Haltestellen später steige ich aus. Ein brüchiger Bahnsteig. An dessen Ende ein Bahnwärterhäuschen aus Holz. Betonstufen führen in den unbeleuchteten Tunnel der Unterführung. Die hat es hier früher nicht gegeben. Ich erinnere mich, wie Mutter mit mir oft unter den am Nebengleis abgestellten Güterwagen durchgekrochen ist. Ich erinnere mich an das leichte Gefühl der Angst, überrollt zu werden, an die Dampflokomotiven, die die Güterzüge gezogen haben und heute nicht mehr im Einsatz sind. Ich weiß noch, wie Mutter mich packte und auf den Bahnsteig hochhob und dann selbst hinaufkletterte. Jenseits der Bahntrasse standen damals fünf neue Wohnblöcke, die durch eine breite Chaussee mit der Stadt verbunden waren. Eine sumpfige Wiesenlandschaft. Inzwischen ist hier ein neues Viertel mit baumgesäumten Gassen und richtigen Parks entstanden. Verschwunden sind die alten Industrieanlagen auf der anderen Seite der Bahn und die tiefen, unkraut-

überwucherten Gräben, die den Frontverlauf der Jahre 1941 bis 1943 markierten.

Unser Haus finde ich nicht gleich. Die weite Fläche zwischen der Nordbahntrasse und der alten Wohnsiedlung ist inzwischen verbaut worden. Ich muß den Stadtplan zu Hilfe nehmen. Schließlich stehe ich vor dem Tor. Das Haus wirkt abgewohnt. Im Flur riecht es nach Katzenpisse. Ich gehe hinauf in den ersten Stock, betrachte das Schild an unserer Tür, auf dem ein fremder Name steht, rechts der rote Knopf der Klingel. Im letzten Augenblick ziehe ich die Hand zurück. Ich gehe wieder hinunter, um das Haus herum in den Hof, suche mit den Augen das Fenster, wo früher das Doppelbett der Eltern, mein Gitterbett und Vaters Schreibtisch gestanden sind. Großmutter hatte im Wohnzimmer geschlafen. Die Vorhänge sind zugezogen.

Ich schließe die Augen und sehe, wie zwei Männer mein Gitterbett durchsuchen. Einer der beiden hebt die Matratze hoch und wirft sie auf den Boden. Ein dritter Mann durchwühlt Vaters Schreibtischschublade. Vater steht schweigend daneben. Er ist damals noch ein schlanker Mann mit dichtem, dunkelbraunem Haar. Großmutter sitzt auf dem Bett der Eltern und ich sitze auf ihrem Schoß. Sie hält mich fest umschlungen, so daß ich mich kaum bewegen kann. Auch Großmutter schweigt. Wo Mutter ist, weiß ich nicht. Ich wundere mich, daß Vater nicht protestiert. Wenn *ich* seine Schublade nur anrühre, schreit er mich an.

Einer der fremden Männer sagt etwas, das ich nicht verstehe. »Ich weigere mich, diese Frage zu beantworten.« Die Stimme des Mannes wird lauter, gehässiger. Jetzt wird etwas Furchtbares geschehen, denke ich, schließe die Augen und vergrabe mein Gesicht in Großmutter's Busen. »Ich weigere mich, auch diese Frage zu beantworten«, höre ich Vater sagen. Jetzt reden alle drei Männer durcheinander. In ihren Stimmen schwingt etwas mit, das ich nicht deuten kann, etwas, das mehr ist als nur böse. Ein Satz ist mir in Erinnerung geblieben: »Wir nehmen dich jetzt fest, Arschloch. Und dann sorgen

wir schon dafür, daß du nicht wiederkommst, nie mehr wiederkommst. Klar?!«

Vater steht immer noch regungslos neben dem Schreibtisch. Sein Gesicht bleibt unverändert, scheinbar unberührt von den Worten der anderen. »Ist das eine Frage oder eine Feststellung? Wenn es eine Frage ist, weigere ich mich, sie zu beantworten.«

Obwohl ich mit meinen vier Jahren nicht verstanden habe, was vor sich ging, ist mir Vater zu keinem späteren Zeitpunkt jemals so stark vorgekommen wie damals.

Die drei Männer packen Bücher, Briefe, Durchschläge und eine Schreibmaschine in einen Karton. Dann ziehen sie ab und nehmen den Karton mit. Erst da läßt mich Großmutter los. Die Wohnung sieht aus wie nach einem Einbruch. Während Großmutter aufzuräumen beginnt, sehe ich, wie Vater sich ins Wohnzimmer schleppt, langsam, wie in Zeitlupe, als hätte er kein Gefühl mehr in den Beinen.

*Früher, als sie noch sprechen konnte, begann sie manchmal alte Geschichten zu erzählen, die wir alle schon längst kannten. Aber wir taten so, als hörten wir sie zum ersten Mal. Ich glaube, sie war sehr glücklich darüber, daß wir so aufmerksam waren und sogar nachgefragt haben ...*

Vater war das, was man später einen Refjusnik nannte. Schon während seines Studiums hatte er einige jüdische Kollegen kennengelernt, die Lebensziel und Daseinsberechtigung eines Juden nur in der Auswanderung nach Israel sahen. Bis Mitte der sechziger Jahre hatten sich die Zionisten in Kleingruppen organisiert, die lose miteinander in Verbindung standen.

»Wenn wir uns in der Wohnung trafen«, erzählte mir Vater später, »schalteten wir das Radio ein und flüsterten uns die Botschaften ins Ohr. Ich nehme an, daß unsere Wohnungen abgehört wurden.«

1968 – ich war damals zweieinhalb Jahre alt – stellten meine Eltern beim OWIR, der zuständigen sowjetischen Behörde,

einen Ausreiseantrag. Wenige Monate später erhielten sie einen abschlägigen Bescheid. Sie stellten einen neuen Antrag, der ebenfalls abgelehnt wurde. Erst 1971 durften sie das Land verlassen. 1969 schrieb Vater einen Protestbrief, den er an den Obersten Sowjet adressierte. Er prangerte die Nationalitätenpolitik des Regimes an und forderte die Öffnung der Grenzen für alle, die ausreisen wollten. Eine Kopie dieses Briefes ließ er durch einen dänischen Journalisten in den Westen schmuggeln. Der Brief wurde in westlichen Zeitungen abgedruckt und im israelischen Radio, das über Kurzwelle auch in russischer Sprache sendete und in der Sowjetunion empfangen werden konnte, verlesen. Viele alte Freunde brachen daraufhin, aus Angst vor Repressalien, den Kontakt zu den Eltern ab.

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört folgende Szene: Es ist ein warmer Sommertag, und ich bin mit Großmutter in der Stadt unterwegs. Ich bin drei Jahre alt und schleppe einen braunen Teddybären an seinem Ohr mit. Der Bär hat nur ein Auge. Großmutter hat mir versprochen, das fehlende rechte Auge am Abend anzunähen. Dann kann mich der Bär auch sehen, wenn ich ihn in der Schnellbahn links neben mich setze. Aber meistens weigern sich die anderen Fahrgäste, meinem Bären, er heißt Mischa, einen Sitz zu überlassen.

Ich fühle mich wohl. Soeben habe ich ein Glas Saft getrunken, das mir Großmutter an einem Getränkeautomaten gekauft hat. Ich spüre noch den angenehmen, süßlichen Geschmack im Mund. Die goldene Kuppel einer der großen Leningrader Kathedralen glänzt in der Mittagssonne. Wenn ich hinaufschau, muß ich die Augen zusammenkneifen. Es ist so warm und sonnig, wie ich es noch nie erlebt habe. Ich hocke mich nieder und befühle den heißen Asphalt. Großmutter sieht das nicht gern. Sie meint, ich mache mir die Hände schmutzig.

Die Menschen haben es an diesem schönen Sonntag nicht eilig. Als wir vor dem Getränkeautomaten Schlange gestan-



den sind, hat mich eine Frau gefragt, wie ich heiÙe und wie alt ich sei. Dann hat sie etwas zu Großmutter gesagt, und diese hat lachend erwidert. Wenn Großmutter lacht, hat sie Grübchen in den Wangen, und ihre buschigen Augenbrauen zittern. Vor Menschen habe ich keine Angst. Und wenn mir jemand böse erscheint, verstecke ich mich unter Großmutters Rock, und der böse Mensch ist verschwunden.

Großmutter biegt mit mir in eine Seitengasse ein. An deren Ende ist der Eingang zum Park mit dem Kinderspielplatz. In der Gasse sind nur wenige Menschen unterwegs. Eine Frau kommt uns entgegen. Ich kenne ihr Gesicht, habe sie schon oft gesehen. Wie heiÙt sie doch schnell? Angestrengt denke ich nach. Mascha? Nein. Dascha. Bald bin ich mir sicher. Das ist Dascha, die uns früher oft besucht hat. Sie hat mir das Feuerwehrauto geschenkt, das sich mit einem kleinen Schlüssel aufziehen läÙt und dann mit Sirenengeheul im Kreis herumfährt. Vater mag das nicht, aber Großmutter hat nichts dagegen.

Ich reiÙe mich von Großmutter los, laufe Dascha entgegen. »Dascha«, schreie ich, »Dascha! Ich habe dich schon so lange nicht mehr gesehen!« Ich erwarte, daÙ sie sich bückt, die Arme öffnet, mich umarmt und aufhebt, so wie es die meisten Erwachsenen tun. Aber Dascha benimmt sich sehr eigenartig. Unfreundlich blickt sie mich an. Ihr Gesicht wird weiß. Plötzlich dreht sie mir den Rücken zu und entfernt sich schnellen Schrittes, wobei sie die StraÙenseite wechselt. Verwirrt bleibe ich stehen. Warum ist Dascha böse auf mich? Habe ich etwas falsch gemacht? Ich war doch immer brav, wenn Dascha uns besucht hat. Ich beginne zu weinen. Großmutter nimmt mich in die Arme. »Du kannst nichts dafür«, sagt sie. »Vergiß es, vergiß es einfach, so als wäre es nie geschehen.« Schnell erzählt sie mir ein Märchen, in dem grüne Schafe, fliegende Zwerge und fahrradfahrende Pferde vorkommen. Etwas so Absurdes habe ich von Großmutter noch nie gehört.

*Manchmal machte sie Zeichen mit der rechten Hand, die wir nicht zu deuten verstanden. Aber wer kann schon wirklich verstehen, was in einem Sterbenden vorgeht. Wir werden es früh genug erfahren, denn diese große Prüfung steht uns allen noch bevor.*

Ein obligater Besuch für jeden Petersburgreisenden ist Petrowetz, Schloß und Schloßpark am Meer. Kanäle, Springbrunnen, Lustschlösser, Seen. Alle Verwandten haben von Petrowetz geschwärmt. Ich sitze mit Cousin Robert im Vorortzug. Uns gegenüber eine dürre Frau mittleren Alters im wattierten Anorak, mit Stiefeln und selbstgestricktem Häubchen. Es ist Herbst; zuerst zieht es nur, dann pfeift der Wind durch die eingeschlagenen Fensterscheiben und undichten Türen. Die Frau hat eine rote Nase und blaue Ringe um die Augen. Sie riecht nach Alkohol. Schwielen und Risse an den leicht zittrigen Händen. Ich muß diese Hände anstarren, wie von selbst wandert mein Blick immer wieder dorthin.

»Das ist von der Gartenarbeit«, sagt die Frau, was mir unangenehm ist, denn ich möchte nicht reden. »Ich habe da ein kleines Grundstück, wo ich Kartoffeln und Gemüse anbaue, das hilft mir über die Runden.« Mein Cousin kommt mit ihr ins Gespräch, erfährt, daß sie eigentlich Maschinenbauingenieurin ist, aber mit ihrem Gehalt nicht auskommt. Die Frau schimpft, als sie auf ihre Geldprobleme zu sprechen kommt, beschwert sich über die Verhältnisse im Land und verweist auf die Nachbarstaaten, das sogenannte »Nahe Ausland«.

»Schauen Sie doch nach Estland«, sagt sie. »Keine Inflation, die Währung ist stabiler als die Deutsche Mark.«

»Und warum?« ertönt eine männliche Stimme hinter meinem Ohr, so daß ich zusammenzucke. Als ich mich umdrehe, sehe ich einen alten Mann mit hoher Stirn und eingefallenen Wangen. »Weil diese Esten eine Regierung haben, die ihr Volk liebt«, sagt er, »nicht wie unser Präsident, dieser Säufer Jelzin.«

»Ach so?« meldet sich ein weiterer Reisender zu Wort.

»Haben Sie mit ihm zusammen gesoffen, daß Sie das wissen und daß Sie so urteilen können?«

»Du sei still da hinten, mit dir wird nicht geredet. Ich rede mit den Herrschaften hier, nicht mit dir und deinesgleichen.«

Ich beiße die Zähne zusammen und hoffe, daß der Mann nichts über meine wahre Meinung erfährt, über meine Herkunft, meinen Wohnort. Ein leises Gemurmel hebt an, der Wagen beginnt zu brodeln, wenn sich auch keiner der anwesenden Fahrgäste mehr in das Gespräch einzumischen versucht. Ich beobachte die neugierigen Gesichter unserer Mitreisenden, sehe den Glanz in ihren Augen. Ob es wohl zu einer Rauferei kommen wird? Sie scheinen darauf zu warten, diese Gesichter.

»Ich kenne die Esten«, setzt der alte Mann fort, »denen hätte man nie die Unabhängigkeit geben sollen, die sind viel zu tüchtig und zu frech geworden, aber wie gesagt, sie lieben ihre eigenen Leute, nicht wie unser Säuferchen . . . Nach dem Krieg war ich als Angehöriger einer Sondereinheit in Tallinn, da haben wir die estnischen Terroristen einfach aufgehängt, ich selbst hab' sie baumeln sehen. Dabei ist meine eigene Mutter eine Estin. Aber so ist das Leben.«

Das Murmeln im Wagen verstummt, man hört nur mehr das Rattern der Räder und das Vibrieren der Fensterscheiben. Die Spannung sucht sich zu entladen, und ich ziehe instinktiv den Kopf ein.

»Das ist alles wirres Gerede.« Die Maschinenbauingenieurin bricht das Schweigen. »Den Esten vergönne ich ja ihre Freiheit, an unserer Misere ist die jüdische Mafia schuld. Manche sagen, Jelzin selbst ist Jude, aber das weiß man nicht genau, na ja, und Gaidar, dieses Schwein, das alles verbochen hat, der ist bekanntermaßen Halbjude . . . Es ist immer wieder die alte Geschichte.«

»Das, meine Liebe, ist ohnehin bekannt, die Juden sind sowieso die größten Verbrecher unserer Zeit, besonders die amerikanischen . . .«

Wie sollte ich mich verhalten? Sollte ich mich zu erkennen

geben, protestieren, mich prügeln, einen lebensgefährlichen Krankenhausaufenthalt riskieren, Bekanntschaft mit der Miliz machen? Ich hatte Angst. Auch mein Cousin sagte nichts.

Ein alter, glatzköpfiger, bulliger Mann erhob sich und ging auf uns zu. Er hatte bis dahin schweigend die Szene verfolgt, sein Blick war mir aufgefallen.

»Wie alt sind Sie?« fragte er den Mann hinter mir.

»Fünfundsiebzig«, antwortete der.

»Wir sind also dieselbe Generation, aber für solche Mistkerle und Schweine wie dich haben wir den Krieg nicht gewonnen. Raus aus dem Zug!« brüllte er.

Der andere wurde bleich. Bevor auch nur der Ansatz eines Protestes aufkommen konnte, packte der Alte den Antisemiten an den Schultern und stieß ihn vom Sitz. Da der Zug gerade in eine Station einfuhr und bremste, stolperte der Angegriffene durch den ganzen Wagen, schrie etwas, das vom Quietschen der Bremsen übertönt wurde, fiel gegen die Wand und wurde, nachdem die Türen aufgegangen waren, mit einem Tritt hinausbefördert. Er versuchte gar nicht wieder einzusteigen.

Die Frau uns gegenüber sprach kein Wort mehr und starnte demonstrativ aus dem Fenster, und der Alte verzog sich in seine Ecke. Alle anderen Fahrgäste taten so, als wäre nichts geschehen. Die Gesichter schauten wieder düster und mit der in öffentlichen Verkehrsmitteln üblichen Gleichgültigkeit. »Was tu ich hier?« dachte ich. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, das Land am nächsten Tag zu verlassen, und war doch froh über das Geschehene.

*Unsere dauernde Geschäftigkeit verstärkte ihre Desorientierung, obwohl wir alles, was in unserer Macht stand, versuchten, um es so einzurichten, daß sie satt wurde und sauber blieb ...*

Der Weg durch die Stadt führt mich und meinen Cousin Vadim durch den Newskij Prospekt – die Haupt- und Prachtstraße der Stadt mit ihren klassizistischen Bauten und pom-